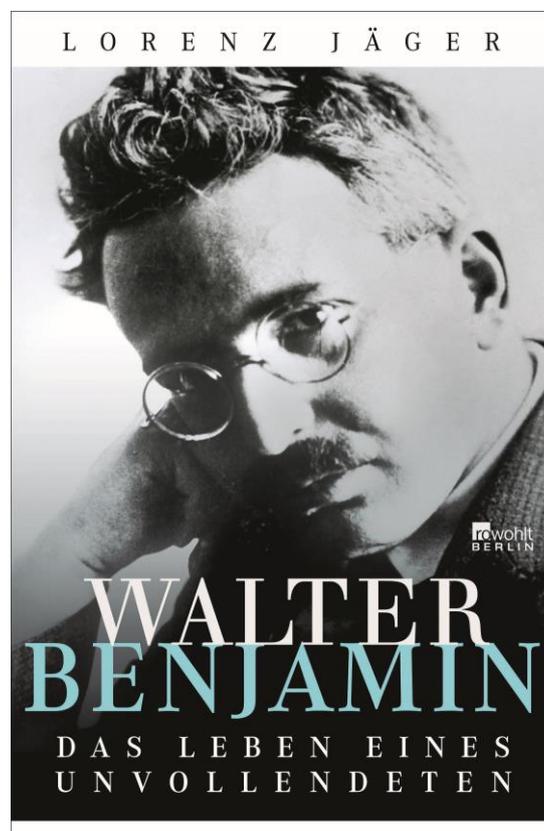


Leseprobe

Lorenz Jäger
Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten

Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2017
ISBN 978-3-87134-821-1

S. 11-17 & 66-71



DAS VERBOTENE ZIMMER: BENJAMINS HERKUNFT

Mein guter Vater war in Paris gewesen.

*Karl Gutzkow, Briefe aus Paris, 1842,
von Benjamin zitiert 1935*

In einer großen, alten Stadt lebte einmal ein Kaufmann. Sein Haus stand in einem der allerältesten Stadtteile, in einem engen schmutzigen Gässchen. Und in dieser Gasse, wo schon alle Häuser so alt waren, dass sie nicht mehr allein stehen konnten und sich alle an einander anlehnten war das Haus des Kaufmanns das älteste. Es war aber auch das größte. Mit seinem mächtigen gewölbten Türbogen und den hohen und bogigen Fenstern mit den halberblindeten Butzenscheiben, mit dem steilen Dach, in dem eine ganze Anzahl schmaler Fensterchen angebracht waren sah es recht seltsam aus – das Haus des Kaufmanns, das letzte Haus in der Mariengasse. Es war eine fromme Stadt und viele Häuser hatten in schönem Schnitzwerk das Bildnis der heiligen Jungfrau oder irgend eines Heiligen über der Haustür oder am Dache angebracht. Auch in der Mariengasse hatte jedes Haus seinen Heiligen – nur das des Kaufmanns stand kahl und grau, ohne Schmuck da.»¹

So beginnt der früheste Text, der von Walter Benjamin überliefert ist, er wurde nicht vor 1906 geschrieben. Benjamin mag damals vierzehn Jahre alt gewesen sein. Ein Kaufmann in betont christlicher Umwelt, eine gewisse kulturelle Differenz sieht man akzentuiert. Der Kaufmann wird wohl ein Fremder dem Glauben nach sein, denn obwohl er in der frommen Mariengasse lebt, vermeidet sein Haus

den Schmuck mit Heiligenfiguren. Das Haus fällt auf, es ist «seltsam». Und auch sein Eigentümer fällt aus dem gewohnten Kreis der Stadt heraus: «Der Kaufmann war kein gewöhnlicher Krämer, bei dem die Leute ihre Kleider und ihre Gewürze einkauften – nein! Er verkehrte nicht einmal mit den armen einfachen Bewohnern der Gasse. Tagaus tagein saß er in seiner großen Rechenstube mit den hohen Schränken und den langen Regalen und buchte und rechnete. Denn sein Handel erstreckte sich weit über das Meer, in ferne, entlegene Länder» – also womöglich in die Levante oder nach Spanien und Portugal. In einer Umwelt, die durch ihr Alter ausgezeichnet ist und in traditionellen Bahnen ihren Handel betreibt, vertritt dieser Kaufmann ein anderes Prinzip, das internationale, das des Fernhandels im großen Stil, durch den exotische Waren ins Land kommen. Damit wird das Jüdische angedeutet.²

Mit welchen Waren der Kaufmann handelt, erfahren wir nicht – nur dass er in seiner Tätigkeit ganz aufgeht, Kalkulation ist sein Leben. Abstrakt und monumental wird ein großer jüdischer Händler skizziert. Nun biegt die Geschichte ins Märchen- und Rätselhafte ab. In dem Haus nämlich lebt ein Mädchen: «Das Mädchen war nicht seine Tochter, aber es lebte bei ihm, er zog es auf und das Kind half in der Wirtschaft. Wie es aber in des Kaufmanns Haus gekommen war, das wusste niemand so recht.»

Die Herkunft des Mädchens ist nur der erste Teil des Rätsels. Der zweite weckt keine guten Ahnungen, er klingt nach dem bösen Ritter Blaubart und nimmt das alte Motiv des verbotenen Zimmers auf: «Eines Tages stand der Kaufherr wieder vor dem Mädchen und sagte ihr, er müsse wiederum auf einige Zeit die Heimat verlassen. Ich weiß nicht, wann ich wieder zurückkehren werde sprach er. Sorge du wieder, wie früher für das Haus – aber, unterbrach er sich, ich sehe du bist jetzt groß genug, du kannst in meiner Abwesenheit nach deinem Willen im Hause walten. Hier nimm die Schlüssel.» Das Mädchen, das bisher schweigend vor ihm gestanden hatte und mit großen Augen die fremden bunten Blumen betrachtet hatte, die auf

das Gewand des Kaufherrn gestickt waren, blickte empor und nahm die Schlüssel. Da plötzlich sah der Kaufherr sie streng an. Dann sprach er in scharfem Ton: «Du weißt wohl, dass du die Schlüssel nur für die Wirtschaftszimmer benutzen darfst. Lass dich nie versuchen, in das obere Stockwerk hinaufzusteigen. Verstehst du?» Schüchtern bejahte das Mädchen. Dann beugte der Kaufmann sich zu ihr nieder, küsste sie, blickte sie noch einmal durchdringend an, dann stieg er die Treppe hinunter und verließ das Haus. Hinter ihm fiel die Haustür dröhnend ins Schloss. – Immer noch stand das Mädchen träumend an der Treppe und betrachtete den großen Bund altertümlicher Schlüssel, den sie in der Hand hielt.»

Hier endet das Fragment. Der Kaufmann, eine bestimmende Macht, hinterlässt ein Rätsel. Das Mädchen kann das Rätsel nicht lösen, nur darüber nachgrübeln; es kann nur betrachten, und es betrachtet die Dinge mehr als den Menschen.

«Ich bin am 15. Juli 1892 in Berlin als Sohn des Kaufmanns Emil Benjamin und seiner Frau Pauline, geb. Schoenflies geboren. Beide Eltern sind am Leben. Ich bin mosaischer Konfession.»³ Das Rätsel des Novellenfragments ist Benjamins eigenes. Emil Benjamin (1858 bis 1926) hatte ursprünglich eine Banklehre gemacht und war für einige Jahre in Paris in einer Bank tätig gewesen. Später wurde er Teilhaber von «Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus», einer der maßgeblichen Adressen des Berliner Kunsthandels, begründet hatte die Kunsthandlung schon Rudolph Lepkes Großvater Nathan Levi Lepke. Nach 1900 – das genaue Datum ist nicht feststellbar – verkaufte Emil Benjamin seine Anteile. Der Großvater väterlicherseits, Bendix Benjamin, geboren 1818, gestorben 1885, war zuletzt «Rentier»⁴, vorher als Kaufmann tätig; in welcher Branche, lässt sich nicht mehr ermitteln. Der Urgroßvater Elias (später Emil) Benjamin, geboren 1769, gestorben 1835, aus wohlhabender Kaufmannsfamilie stammend, war Detailtuchhändler.⁵ Der Großvater mütterlicherseits, Georg Schoenflies, war Tabak- und Zigarrenfabrikant.

Die Tätigkeit von Emil Benjamin muss uns interessieren, insofern sie dem Kunsthandel galt, der Kaufmannsberuf aber war zu dieser Zeit für deutsche Juden typisch. So schildert es Gershom Scholem in seiner Analyse der jüdischen Berufsstatistik: «Im Jahre 1907 waren von 100 Erwerbstätigen etwas über 50 Prozent im Handel und 21 Prozent in der Industrie tätig, dagegen damals immer nur noch etwa 7 Prozent in den freien Berufen, 1,5 Prozent in der Landwirtschaft, Tierzucht und Gärtnerei; fast 20 Prozent erklärten sich als Rentiers oder machten kein Berufsangabe – ein erstaunlich hoher Prozentsatz, zu dem man wohl die mit Finanzgeschäften, lies: Wucher, sich Befassenden zählen muss, die sich scheuten, ihre Geschäfte klar zu bezeichnen.»⁶

Benjamin selbst hat von einem Rätsel des Vaters gesprochen. In den autobiographischen Aufzeichnungen der «Berliner Chronik» heißt es dazu: «Die ökonomische Basis auf der die Wirtschaft meiner Eltern beruhte, war lange über meine Kindheit und Jugend hinaus von tiefstem Geheimnis umgeben.» Sein Vater habe an sich «die unternehmende Natur des großen Kaufmanns» gehabt. «Ungünstige Einflüsse verschuldeten, dass er sich viel zu früh von einem Unternehmen zurückzog, das seinen Fähigkeiten wahrscheinlich gar nicht schlecht entsprochen hat: dem Kunstauktionshaus von Lepke, das damals noch in der Kochstraße lag und an dem er Teilhaber war.» Nachdem er seine Anteile an Lepkes Unternehmen abgegeben hatte, sei der Vater «mehr und mehr zu spekulativen Anlagen seiner Gelder gekommen». Bezeichnend ist, dass Benjamin seinem Vater die unternehmende Natur des «großen Kaufmanns» zuspricht, und fast mag man einen leisen Vorwurf heraushören, wenn dann von den spekulativen Geldanlagen die Rede ist, die eine weitere kaufmännische Aktivität nicht mehr zu erfordern schienen.⁷

Wenn es stimmt, dass Söhne dazu neigen, einen Beruf zu wählen, der es ihnen erlaubt, in das Geheimnis des Vaters einzudringen – so deuten wir Freuds These vom Ödipuskomplex für unsere Zwecke um –, dann war die Lösung aller Rätsel des Kaufmannsberufes das,



Walter Benjamin mit seinem jüngeren Bruder Georg und den Eltern, Pauline und Emil Benjamin.

was Benjamins Lebenswerk ausmachte. Sein Freund, der Philosoph Ernst Bloch, hat Benjamins Buch «Einbahnstraße» so charakterisiert: «Hier war eine (...) Ladeneröffnung von Philosophie mit den neuesten Frühjahrsmoden der Metaphysik im Schaufenster.»⁸ Und der Zusammenhang – oder der Kontrast – zwischen dem Kaufmanns- haus der Erzählung und den «frommen» Nachbarn kehrt wieder in Benjamins Überlegungen zu «Kapitalismus als Religion»: «Vergleich zwischen den Heiligenbildern verschiedener Religionen einerseits und den Banknoten verschiedener Staaten andererseits. Der Geist, der aus der Ornamentik der Banknoten spricht. Kapitalismus und Recht.»⁹ Das Thema zieht sich durch Benjamins Werk – bis hin zur spätesten Epoche, in der Charles Baudelaire als Dichter in der Warenwirtschaft dargestellt wird.

Emil Benjamin war aber nicht nur im Kunsthandel tätig und muss insofern ein kennerschaftliches Urteil besessen haben, sondern er hatte auch andere kulturelle Interessen, wie Scholem überliefert: «Schon früh scheint er eine größere Autographensammlung angelegt zu haben, von der mir Walter Benjamin mehrfach erzählte. Er besaß darunter als besondere Kostbarkeit einen großen Brief von Martin Luther.»¹⁰ Emils Schwester wiederum, Benjamins Tante Friederike, war «eine der ersten Graphologinnen, die bei Crépieux-Jamin studiert hatte, und offenkundig war sie es, die Benjamins graphologisches Interesse angeregt und befördert hat».¹¹

Wir können uns nun die Familienkommunikation vorstellen, soweit sie sich aus dem Beruf und der Lebensgeschichte des Vaters ergab: Dabei müssen einerseits kaufmännische Fragen, andererseits künstlerische und vielleicht schon kunsttheoretische das Thema gewesen sein – Fragen nach Original, Kopie, Fälschung und Reproduktion, ja nach der später sehr berühmten «Aura» des Werks, wie sie einem Auktionator nahe genug liegen. So jedenfalls sah es Benjamins Cousin, der Philosoph Günther Anders, der sich kritisch und etwas spöttisch über die Aura äußerte: «Der Gedanke kommt aus

dem Auktionshaus Lepke, dessen Miteigentümer B's Vater war; denn er behauptet, dass ein Produkt keine Reproduktion sei, nein: dass ihm diese Nichtreproduzierbarkeit unmittelbar angesehen werden könne.»¹² Unausgesprochen mögen die Handschriftensammlung des Vaters und die graphologische Passion der Tante Fragen nach dem Verhältnis von Schrift und Bild, nach dem Vordringen der Schrift ins Bild und nach ihrem eigenen Bildcharakter im jungen Walter Benjamin aufgeworfen haben – in jedem Fall lagen die Elemente bereit, wenn auch noch isoliert, die später, in dem Buch «Ursprung des deutschen Trauerspiels», zu einer ganzen Theorie der Schrift im Barock wurden.

Schließlich mag die Sammlung des Vaters (und sein berufsbedingter Umgang mit Sammlern) der Ausgangspunkt gewesen sein nicht nur für Benjamins eigene Sammelleidenschaft, sondern auch für seine theoretische Beschäftigung mit der Figur des Sammlers, der im späten «Passagenwerk» ein ganzes Notizenkonvolut gewidmet ist. Adorno hatte etwas davon bemerkt, als er die äußere Erscheinung seines Freundes schilderte: «Sein Gesicht war eigentlich sehr ebene-mäßig geschnitten. Er hatte aber zugleich etwas – wiederum ist es schwer, dafür ein richtiges Wort zu finden – von einem Tier, das in seinen Backen Vorräte sammelt.»¹³

In der Familie muss auch über Paris immer wieder gesprochen worden sein: die Stadt, in der der Vater seine ersten Berufserfahrungen gesammelt hatte. Sie wurde später mehr und mehr zu Benjamins Lebensthema: «Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts», «Paris, capitale du XIXe siècle» lauten die Exposé-titel des unvollendet gebliebenen Buches, das wir als Fragmentensammlung des «Passagenwerks» kennen. Die Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts ist die Stadt des Vaters.

Kehren wir noch einmal zu dem Erzählungsfragment zurück. Dem Mädchen wird vom Kaufmann zugestanden, im Hause zu «walten». «Walten» bedeutet nach dem Deutschen Wörterbuch der Brüder

METAPHYSIK UND MESSIANISMUS: DIE ERSTE PHILOSOPHIE

Die Metaphysik macht ihn wahnsinnig.
Seine Wahrnehmung ist keine menschliche mehr,
sondern die des Gott anheimgegebenen Irren.

Gershom Scholem über Benjamin, Juni 1918

Benjamin war nicht, was man schön nennen könnte, aber durch die ungewöhnlich reine und hohe Stirn eindrucksvoll.»¹ So hat Gershom Scholem den Freund geschildert, und ähnlich sah ihn die große Porträtfotografin Gisèle Freund, die einen Blick für Gesichter gehabt haben muss: «Seine Stirn war hoch und gewölbt.»² Lisa Fittko spricht für die späteste Zeit von einem «durchgeistigten Gelehrtenkopf».³ Und schließlich bestätigt Adrienne Monnier dieses Urteil: «Die Stirn war hoch und weit.»⁴

Was wir hier lesen, folgt einer alten Tradition und wird seit der antiken Darstellung von Philosophenköpfen fast zur Formel: die Denkerstirn. Keineswegs hat man es dabei bloß mit physiognomischer Küchenweisheit oder simplem Volksaberglauben zu tun. Paul Zanker führt die Denkerstirn in der bildenden Kunst darauf zurück, dass durch die Betonung von Augen und Stirn die Geist- und Gotterfülltheit der Intellektuellen von einst hervorgehoben werden sollte.⁵ Hans Förstl, ein Münchner Psychiater, hat gezeigt, dass die Denkerstirn als Ausdruck großer Geisteskraft auch in der Neuzeit noch ihre Gültigkeit besitzt – was sich an den Büsten Goethes und Beethovens ablesen lasse.⁶

Benjamins hohe Stirn weist sichtbar auf den Denker. Aber Scholems Auslegung dieses Denkens ist eigentümlich anders nuanciert

als die von Adorno. Für Scholem war der Freund nicht einfach unbestimmt intellektuell, philosophisch oder wissenschaftlich ausgerichtet, sondern ein *Metaphysiker*: «Wenn ich mir vergegenwärtige, was uns (...) gemeinsam war, so waren das einige Dinge, die nicht leicht übersehen werden können. Ich würde sie als Unbeirrbarkeit in der Verfolgung des geistigen Ziels, als Ablehnung der uns umgebenden Sphäre, die ja im wesentlichen die der deutschjüdischen bürgerlichen Assimilation war, und als Bejahung der Metaphysik nur allgemein bestimmen können.»⁷ Ausdrücklich weist Scholem die Ansicht zurück, sein Freund sei ein bloßer «Literaturschriftsteller» gewesen.

Adorno dagegen spielte den Begriff der Metaphysik meist etwas herunter und redete lieber von Philosophie – dieses Wort ist das Leitmotiv seiner Charakteristik –, aber auch ihm scheint schon Benjamins äußere Erscheinung alles gesagt zu haben: «Ich habe nie einen Menschen gesehen, bei dem die gesamte Existenz, auch die äußere, so völlig von Vergeistigung geprägt gewesen wäre.» Er spricht von der «beispiellosen Kraft sowohl der geistigen Anschauung wie der denkenden Konsequenz»; dabei ging ihm erst durch Benjamin auf, «was Philosophie sein müsste, wenn sie das erfüllen sollte, was sie verspricht».⁸ Spät dann, in den sechziger Jahren, als die Streitigkeiten um die richtige Auslegung unter Benjamins Freunden entbrannt waren, notierte Adorno gegen die Deutung von Hannah Arendt: «H. A.s Hauptthese: W. B. war kein Philosoph. Was ist das für ein Begriff von Philosophie. Es ist der des Herrn Heidegger ... etc. Zeigen worin Philosophie. Der Begriff der Kritik bei WB hat seine Substantialität nur vermöge seines philosophischen Gehalts; es bestünde sonst gar nicht der emphatische Anspruch dieser Kritik, durch dessen Erfüllung B über die übliche sich erhebt. Dafür Modell. H. A. möchte eben diese Verbindlichkeit ihm entziehen.»⁹

Um Verbindlichkeit ging es tatsächlich. Metaphysik ist der anspruchsvollste Begriff der Philosophie, der sich denken lässt; er bekundet den Willen, dass die Philosophie berufen sei, die objektiven Ordnungen der Welt, des Seins im Ganzen, zu ermitteln. Dieser An-

spruch mutet heute fremd an. Jürgen Habermas hat deshalb für sein eigenes philosophisches Projekt den Begriff «nachmetaphysisches Denken» gewählt und damit die allgemeine Ansicht von den heutigen Möglichkeiten des Denkens getroffen: «Schon der erste Blick auf unseren wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext», sagt Habermas, «belehrt uns darüber, dass sich Philosophen nicht mehr im Kreise der Dichter und Denker aufhalten. Weise und Seher, die – wie noch Heidegger – einen privilegierten Zugang zur Wahrheit reklamieren, können sie nicht mehr sein.»¹⁰

Vergessen wir für einen Augenblick den etwas spöttischen Akzent, der hier Dichter, Denker, Weise und Seher samt Heidegger mit ihrem «privilegierten Zugang zur Wahrheit» treffen soll. Metaphysik widmet sich den letzten Fragen in der Gewissheit, vernünftige Antworten auffinden zu können. Für Scholem war Benjamin in der ersten Zeit ihrer Freundschaft «noch ein systematisch gerichteter Geist, dessen Sinn darauf ging, ein System der Philosophie zu schreiben, eine Metaphysik zu schreiben, für die er alle möglichen Entwürfe gemacht hatte. Sein metaphysisches Interesse war der bedeutendste Zug an ihm und das hervorstechendste Talent oder Genie, das er hatte.» Der Antrieb habe auch später weitergewirkt, sei aber «in dialektische Zersetzung geraten».¹¹

Kein Titel könnte für einen Fünfundzwanzigjährigen, der noch nicht einmal promoviert war, höher gegriffen sein als jener, den Benjamin für seine metaphysischen Ziele wählte: «Programm der kommenden Philosophie». Er verfasste die Schrift im November 1917, hervorgegangen war sie aus einem Austausch mit Scholem. Im Wesentlichen nimmt sie ihren Ausgang von einer Kritik an Kant, und Kant hatten die beiden Freunde gerade gemeinsam gelesen. Am 6. Mai 1918 notierte Scholem in seinem Tagebuch: «Dann gingen wir spazieren und sprachen uns über Kant aus. Er fährt mit allen Segeln mir voran ins System ein. «Kant hat eine minderwertige Erfahrung begründet.»¹²

Was hatte es mit dieser minderwertigen Erfahrung auf sich? Sie

war vor allem der Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis verpflichtet, wie sie sich seit der Unterscheidung von Descartes eingebürgert hatte – hier denkende *res cogitans*, dort (irgendwo draußen) zu erkennende *res extensa* der Dingwelt, wobei es am Ende rätselhaft bleibt, wie das eine zum anderen kommt. Hier liege, so Benjamin, das erste Problem, das zu lösen sei: «Es ist die Aufgabe der kommenden Erkenntnistheorie für die Erkenntnis die Sphäre totaler Neutralität in Bezug auf die Begriffe Objekt und Subjekt zu finden; mit andern Worten die autonome ureigene Sphäre der Erkenntnis auszumitteln in der dieser Begriff auf keine Weise mehr die Beziehung zwischen zwei metaphysischen Entitäten bezeichnet.» Und daran anschließend: «Soweit Kant und die Neukantianer die Objektnatur des Dinges an sich als der Ursache der Empfindungen überwunden haben bleibt immer noch die Subjekt-Natur des erkennenden Bewusstseins zu eliminieren.»¹³

Benjamin sucht zunächst nach Anzeichen dafür, dass die herkömmliche Lehre vom erkennenden Subjekt falsch sein muss: «Wir wissen von Naturvölkern der sogenannten präanimistischen Stufe welche sich mit heiligen Tieren und Pflanzen identifizieren, sich wie sie benennen; wir wissen von Wahnsinnigen die ebenfalls sich zum Teil mit den Objekten ihrer Wahrnehmung identifizieren, die ihnen also nicht mehr Objecta, gegenüberstehend sind; wir wissen von Kranken die die Empfindungen ihres Leibes nicht auf sich selbst sondern auf andere Wesen beziehen und von Hellsehern welche wenigstens behaupten die Wahrnehmungen anderer als ihre eigenen empfangen zu können.» Hier also liegt eine andere Erkenntnislehre zugrunde als bei Kant und Descartes.

Mit diesem Ziel – ein neues Verhältnis von Subjekt und Objekt müsse gedacht, oder überhaupt ein anderer Begriff des Erkennens gefunden werden – hatte sich Benjamin in die vorderste Front der Philosophie gestellt, wenngleich sich 1917 das Medium der Lösung noch nicht abzeichnete. Zehn Jahre später ging auch Martin Heidegger in seinem Hauptwerk «Sein und Zeit» hinter Descartes zu-

rück oder über ihn hinaus – dessen Voraussetzungen ergäben ein falsches Bild. Denn im *Dasein*, so Heidegger, seien uns die Dinge immer schon praktisch vertraut und nahe, ein Werkzeug etwa sei kein fremdes Ding, sondern *zuhandenes Zeug*, befinde sich in einem Sinnzusammenhang *besorgender Praxis*. «Zeug ist wesenhaft etwas ‹um zu ...›»¹⁴ Das primäre «Wozu» ist nach Heidegger ein «Worum-Willen». Das ‹‹Um-Willen› betrifft aber immer das Sein des *Daseins*, dem es in seinem Sein wesenhaft *um* dieses Sein selbst geht».¹⁵ Heidegger geht von einem Handlungszusammenhang aus, von einer Lebenspraxis, in der die scheinbar so rätselhafte Vermittlung von Subjekt und Objekt immer schon geleistet ist, weil ein Kontext des Umgangs besteht. Sein Lieblingsbeispiel ist der Hammer: «Je weniger das Hammerding nur begafft wird, je zugreifender es gebraucht wird, um so ursprünglicher wird das Verhältnis zu ihm, um so unverhüllter begegnet es als das, was es ist, als Zeug.»¹⁶ Der Hammer ist nicht *vorhanden*, sondern *zuhanden*. «Zuhandenheit ist die ontologisch-kategoriale Bestimmung von Seiendem, wie es ‹an sich› ist.»¹⁷ Das Ensemble solchen Umgangs ist die *Welt*. Man kann diese Überlegungen im weiteren Sinne dem philosophischen Pragmatismus zuordnen, der indes amerikanischen Ursprungs war und dessen engere Schule Heidegger ganz fremd blieb. Festzuhalten bleibt hier nur, dass auch Heidegger jene Erkenntnismetaphysik von Subjekt und Objekt aushebelte, die Benjamin problematisch geworden war.

Benjamin schlägt allerdings einen ganz anderen Weg ein. Nicht Praxis wie bei Heidegger, sondern Schicksal ist der Kontext, in dem Menschen und Dinge sich immer schon treffen. «Schicksalsmäßig» könne das Lebendige «den Karten wie den Planeten verkuppelt werden, und die weise Frau bedient sich der einfachen Technik, mit den nächst berechenbaren, nächst gewissen Dingen (mit Dingen, welche unkeusch mit Gewissheit geschwängert sind) dieses in den Schuldzusammenhang zu rücken. Dadurch erfährt sie in Zeichen etwas über ein natürliches Leben im Menschen, das sie an Stelle des benannten Hauptes zu setzen sucht; wie andererseits der Mensch, der zu

ihr geht, zugunsten des verschuldeten Lebens in sich abdankt» – so heißt es in der Abhandlung «Schicksal und Charakter».¹⁸

Von Schicksal im eigentlichen Sinne kann nach Benjamin nur gesprochen werden, wo sich die Dinge unheilvoll in die menschlichen Verhältnisse einmischen. Der vorzügliche Ort solcher Einmischung war für Benjamin das barocke Trauerspiel mit dem «fatalen Requisit». Das erste Mal formulierte er diese Idee in einer Abhandlung, die zwei Herodes-Dramen vergleicht, jenes von Calderón und das von Friedrich Hebbel. «Die Gewalt, welche die leblosen Dinge im Umkreis des schuldigen Menschen zu dessen Lebzeiten schon gewinnen, ist der Vorbote des Todes. Die Leidenschaft setzt die Requisiten in Bewegung; diese sind gleichsam nur die seismographische Nadel, welche die Erschütterungen des Menschen verzeichnet. Im Schicksalsdrama spricht sich in den Leidenschaften die Natur des Menschen wie in dem Zufall die der Dinge unter dem gemeinsamen Gesetz des Schicksals aus.»¹⁹

In die dramatische Aktion der Menschen tritt das Requisit ein. «Eine Wahrsagung steht am Anfang. Mariamne klagt dem Gatten den Spruch eines Zauberers. Er sagt doppeltes Unheil voraus: sie werde als Opfer des furchtbarsten Scheusals der Erde fallen und Herodes werde mit seinem Dolche töten, was ihm das liebste auf der Erde sei. Die Handlung ist so geführt, dass, sind diese Worte einmal gesprochen, der Dolch während des ganzen Vorgangs der Aufmerksamkeit des Beschauers nicht mehr entgeht. Herodes, durch die Prophezeiung wenig beunruhigt, wirft ihn, seine Freiheit zu bekunden, von sich ins Meer. Weheruf tönt ihm von dort entgegen; der Dolch verletzte den Boten, der die Nachricht von Octavians Sieg über die dem Antonius verbündete Flotte des Herodes bringt.»²⁰ Eigentlich ist es mehr die stete Präsenz des Dolches als ein tatsächlicher böser Willensakt, die Mariamne zum Opfer macht, nachdem mehrere unglückliche Zufälle – Herodes hatte unwillentlich mit dem Dolch schon ein Bildnis der Mariamne durchbohrt – das Ereignis angekündigt hatten: «Da sie nun, weiter verfolgt von Octavian, von neuem